

Im Einspänner in den Krieg

Als 1914 „die Kriegsdrommeten laut gellten und der Weltkrieg den Waldfrieden verschlang“, erfasste die allgemeine Kriegsbegeisterung in Deutschland auch den 60-jährigen Maler (s. „Malerleben“). Er erfuhr das „alte Kriegsglück“ des Zusammentreffens mit Soldaten seines Regiments, verschaffte sich einen Passierschein und eine „Art Uniform mit Offiziersmütze“ und begab sich sofort zur kämpfenden Truppe.

Mit Einspänner, im Auto und wieder zu Pferd erreichte er die Front in Belgien und folgte verschiedenen Truppenteilen - immer als eine Art „Maskottchen“ - bis nach Frankreich hinein.

Rocholl ist in seiner begeisterten Aufarbeitung des Krieges von 1870/71 theoretisch, auf den Kriegsschauplätzen auf dem Balkan oder in China tatsächlich dem Tod, auch dem Tod vieler Menschen begegnet. Der Erste Weltkrieg besitzt jedoch - besonders nachdem der Bewegungskrieg 1915 in einen Stellungskrieg übergegangen ist - eine andere Dimension.

Rocholls große Schwierigkeit, sich auf die Veränderungen einzustellen, zeigen die bunten Gouachen der von ihm notierten Zerstörungen, die in ihrer fast fremdartig hellen Farbgebung sehr an seine Balkan-Bilder erinnern. Auch seine ersten Verwundetenbilder sind provokativ farbig.

Rocholl schildert in den „Kriegsfahrten deutscher Maler“ und auch später noch in seinem Malerleben (1921) den Krieg als gefährliches, aber großartiges Abenteuer, dem er sich - immer auf der Suche nach Ereignissen und Motiven - mit häufigem, oft lebensgefährlichem Standortwechsel ganz hingibt.

Die Sprache spiegelt die Position des „Siegers“, manchmal aber ist sie - zumindest für uns Heutige - auch einfach schrecklich peinlich: „Neben einem Granattrichter lagen wohl 10 tote Pferde, abgesehen von den toten Franzosen ringsum“.

Für Rocholl stellt sich bezeichnenderweise nie und zu keinem Zeitpunkt die Schuldfrage. Der Krieg ist plötzlich einfach da und zerfällt in seiner persönlichen Wahrnehmung in viele kleine überschaubare Ereignisse und Abenteuer. Die Furchtbarkeit der Menschenverluste und der Zerstörung wird kaum, die Vernichtung kultureller Güter, das von Deutschland provozierte Kriegsereignis als Voraussetzung einer neuen Ordnung hier und in vielen anderen Ländern wird von ihm nicht reflektiert. Fast verräterisch in diesem Sinne ist es, wenn Rocholl noch 1921 im Rückblick auf die Zeit des mörderischen Stellungskriegs fragt: „Wer dachte damals an einen schlimmen Ausgang des Krieges?“

Rocholl malt in einem „wunderbaren Unterstand“, er trifft im Krieg seine beiden Söhne, fährt gelegentlich nach Düsseldorf ins Maleratelier und immer wieder kehrt er zurück an die Front, wo er in Spionageverdacht gerät, Leben rettet, einen Orden erhält - kurz: Der Krieg erscheint in seinen Berichten als ein großes Abenteuer. Selbst seine Verwundungen nimmt er so gelassen und fast nebenbei hin, als gehörten sie einfach als Bewährungsprobe dazu.

In seinen Bildern und Skizzen erfasst er ab 1915 den Soldatenalltag im Schützengraben; er skizziert französische Landschaften als Idylle, obwohl dort für kleinste Geländegewinne tausende Menschen ihr Leben ließen (s. die Skizzen „Toter Mann“,) und übt seine Malerkunst „mit viel Freude“ an jenen Objekten, die das Geschehen des Ersten Weltkriegs beherrschen, an den neuen Helden in Gestalt der Kriegstechnik, besonders den schweren Geschützen, die den Tod über große Entfernungen an sein Ziel bringen.

Erst gegen Ende des sinnlosen Abschlachtens verlässt Rocholl seine Beobachterrolle. Die Begegnung mit den Söhnen Theodor und Karl im Krieg und die Sorge um sie verändern seine Sichtweise in persönliche Betroffenheit. Den verlustreichen Sturmangriff eines fremden Regiments betrachtete er noch als Motivquelle; als sein Sohn Karl selbst am heiß umkämpften Kessel einen jener Sturmangriffe mitmachen muss, bestimmen Sorge, ja Angst die Gefühle des Vaters.

In 1918 malt er keine bunten Verwundetenbilder mehr: Dunkle Farben, Tusche, Grau herrschen vor. Und in keinem anderen seiner Werke hat er die Siegeszuversicht vieler so unmittelbar neben das Grauen des Krieges und neben den Tod von Mensch und Tier gestellt wie in dem großen Gemälde, das angesichts des nahe bevorstehenden Kriegsendes fast ironisch - „Frühjahrsoffensive 1918“ heißt.

Als er von der schweren Verwundung seines Lieblingssohns Karl erfährt, schließt Rocholl in seinen Lebenserinnerungen einen Abschnitt zur Beschreibung des Krieges an, der mit den Hinweisen auf die technische Überlegenheit des Feindes und das Verlorensein der deutschen Soldaten eine gänzlich andere Perspektive eröffnet.

Als sein schwerstverwundeter Sohn in seinen Armen stirbt, ist der Krieg für Rocholl zu Ende.

Er fährt zurück zu „meinem stillen Sababurg an der Weser“.

In den 12 Jahren nach Ende des Ersten Weltkriegs hat Rocholl sich vor allem der Natur- und Pferdemaerei im Umkreis der Sababurg zugewandt und aus dieser Zeit wahre Meisterwerke hinterlassen (vgl. unsere Ausstellungen „Theodor Rocholl und der Reinhardswald“).

Der Beruf des Schlachtenmalers bringt ihn jedoch immer wieder mit der Welt des Militärs in Kontakt, vor allem wenn er Auftragsbilder für Veteranenvereine und ihre Publikationen malt. Dass in diesen Gemälden und Aquarellen der Krieg in einem anderen Licht und die betreffenden Soldaten als Helden eines Kampfes Mann gegen Mann erscheinen, versteht sich aufgrund der Situation eines verklärten Rückblicks. Deutlich weniger verständlich ist es für uns heute, dass Rocholl trotz seiner Erfahrung - und wie so viele andere - keine erkennbare Distanz gewinnt zu der heraufziehenden nationalsozialistischen Zeit.

Zur Ausstellung des Stadtmuseums Hofgeismar: „Theodor Rocholl erlebt den Ersten Weltkrieg“, 20. Juli – 5. Oktober 2014.